

HEYNE
HARD
CORE

WILLIAMS NOISE

Mel Brooks
brachte mich
dazu, ein JUDE
sein zu wollen!





GILLIAMESQUE

~~EINE PRÄ-POSTHUME MEMOIR~~

~~TG's bi(ologisch abbaubare)grafie~~

~~Erzählung einer singulären Person
in der ersten Person Singular
Eine palindromische Biografie~~

Meine Me, Me, Me, Memoiren

Aus dem Englischen übersetzt von Berni Mayer

Terry Gilliam
und Ben Thompson

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
GILLIAMESQUE: A PRE-POSTHUMOUS MEMOIR
bei Canongate Books Ltd., Edinburgh

Das komplette Hardcore-Programm, den monatlichen Newsletter sowie
unser halbjährlich erscheinendes CORE-Magazin mit Themen rund um
das Hardcore-Universum finden Sie unter www.heyne-hardcore.de

Weitere News unter www.facebook.com/heyne.hardcore



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
gedruckt auf dem FSC®-zertifizierte Papier Luxo Art Samt

Copyright © 2015 Terry Gilliam
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Frank Dabrock
Curation & Projektmanagement: HDG Projects Ltd.
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, nach dem Design
von gray318 und der Art Direction von Rafaela Romaya
Foto Frontcover: © Allan Amato
Don Quixote: © 2000 François Duhamel/ Fotos von François Duhamel
Foto Rückseite: © Jay Brooks, Camera Press London
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
Druck und Bindung: Ernst Uhl GmbH und Co KG, Radolfzell
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27016-9
www.heyne-hardcore.de

Eine Warnung!

Das ist nicht das Buch, das ich und meine Tochter Holly geplant hatten. Eigentlich wollten wir einen voluminösen, teuren und luxuriösen Bildband mit meinen Arbeiten für Connaissseure der Schönen Künste herausbringen. Außerdem sollte er eine erlesene Auswahl von Anekdoten enthalten. Als das Aufnahmegerät dann lief, konnte ich aber nicht aufhören zu quatschen, und am Ende ist eine Art *Grand Theft Auto*-Biografie dabei herausgekommen. Eine Hochgeschwindigkeitsjagd durch ein Leben voller Unfälle und Rutschpartien, in der die besten Momente nur so an einem vorbeirauschen. Darum war es nötig, handschriftliche Notizen einzufügen, um einige Dinge ins rechte Licht zu rücken, mich für meine subjektive Sichtweise zu entschuldigen, nicht erwähnte Personen nachzutragen, die größten Lücken zu füllen oder einfach nur wieder Herr über meine eigene Erzählung zu werden. Die Connaissseure werden sich ein anderes Buch kaufen müssen. Im Gegensatz zu meinem guten Freund Michael Palin – der immer schon wusste, wo die wahren Schätze verborgen liegen – habe ich nie Tagebuch geführt, und wie meine Frau Maggie mir immer wieder erklärt, sind meine verbliebenen Erinnerungen äußerst selektiv. Außerdem habe ich im Lauf der Jahre immer mehr Mitstreiter und Zeugen unserer gemeinsamen und teilweise in Vergessenheit geratenen Geschichte verloren; die wundervollen, warmen Erinnerungen haben sie mit ins kalte Grab genommen.

Wenn ich jetzt auf das Übermaß an Liebe und kreativer Zusammenarbeit zurückblicke, das mir andere Menschen – und ein gewogenes Schicksal – immer wieder aufgedrängt haben, verspüre ich tatsächlich so etwas wie Demut.

Da ich den Wahrheitsgehalt dieser angeblichen Memoiren nicht mit meinen wenigen noch lebenden (und immer weniger werdenden) Freunden und Verwandten abgeglichen habe, müssen Sie mir einfach glauben, dass die folgende Darstellung der Ereignisse zu hundert Prozent der Wahrheit entspricht.

Noch eine Warnung! Sollten Sie zu den Lesern gehören, die auf kuschelige Familiengeschichten stehen, muss ich Sie enttäuschen. Die behalte ich für mich.

T.G.X.



TERRY GILLIAM

Inhalt



1

Going to California 1

2

Rock 'n' Roll High School 19

3

Camelot 39

4

Help! 57



5

Army Dreamer 77

6

There's a Riot Going On 97

7

London is the Place for Me 115



8

Interstellar Overdrive (Take 6)

131

9

Performance

149

10

Always Look on the Bright Side of Life

169

11

Brazil

191

12

Jump into the Fire

209

13

Old Man

225

14

Desolation Row

243

15

All Things Must Pass

263

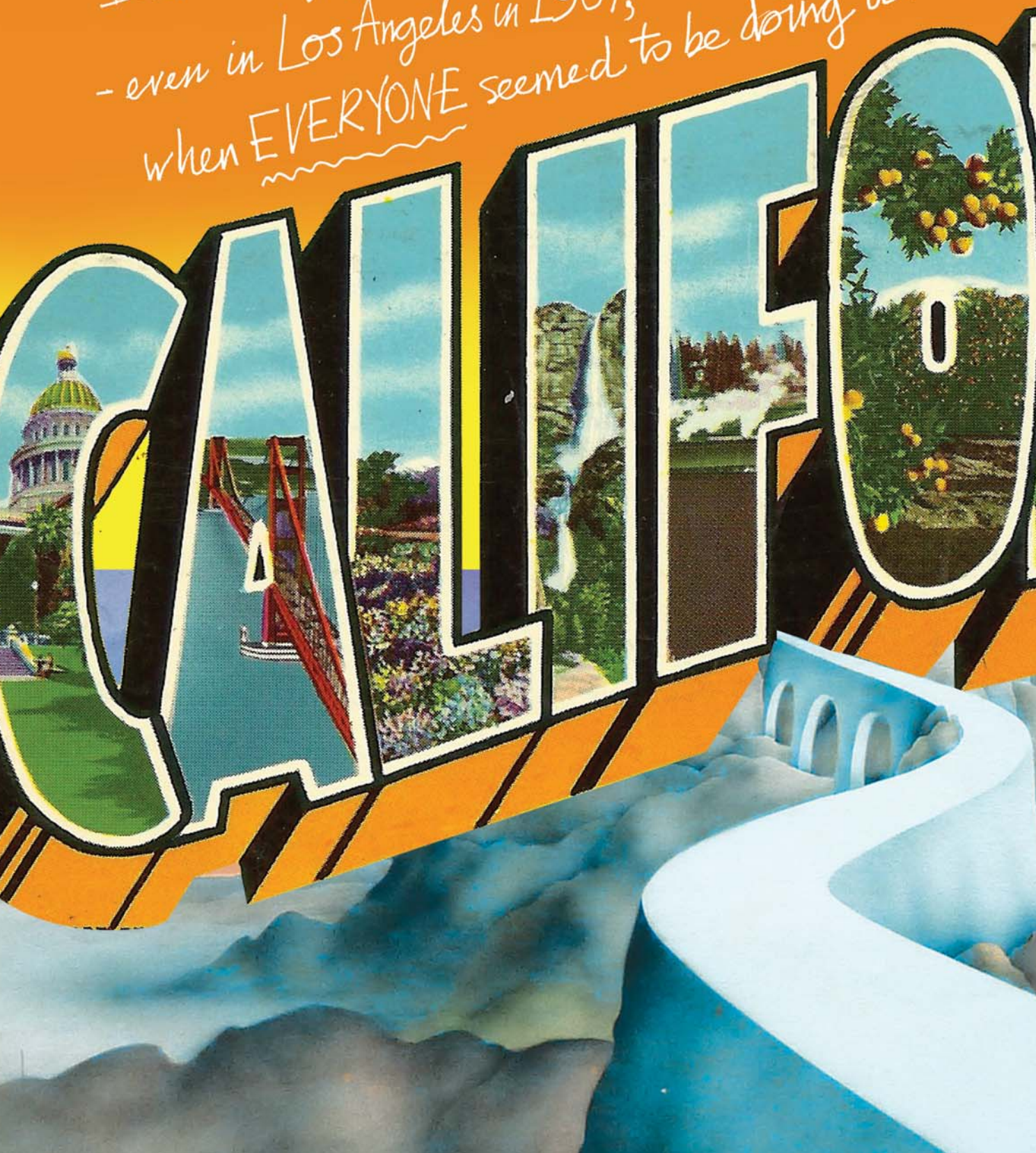
Abspann 290

Quellenverzeichnis 295

Index 297



I was always frightened to take ACID
- even in Los Angeles in 1967,
when EVERYONE seemed to be doing it.





Chapter

1

Going to California



ch hatte immer Angst davor, Acid zu nehmen,

selbst im Los Angeles der Jahre 1966 und 1967, als es so gut wie jeder nahm. Man konnte sehen, wie es den Leuten direkt das Hirn zerschoss. Als jemand, der das Reich der Fantasie, in das einen LSD führen sollte, schon häufig ohne chemische Hilfsmittel bereist hatte, wollte ich sicher gehen, dass meine Besuche dort strikt nach meinem eigenen Fahrplan abliefen.

Damals lebte ich in einem Glashaus auf Stelzen im Laurel Canyon, und meine größte Sorge war, dass ich nicht wusste, wo der Boden anfing. Ich war lange Zeit absolut überzeugt, fliegen zu können. Allerdings nicht hoch oben durch die Wolken wie mein maßstabsgetreues Modell von Jonathan Pryce in *Brazil*, sondern ganz entspannt, ein paar Meter über dem Erdboden. Die Erinnerung ans Fliegen in geringer Höhe war so intensiv, dass ich kaum glauben konnte, sie würde lediglich meinen Träumen entspringen. Ich hatte Angst, eine einzige Acid-Pille könnte mich dazu verleiten, meine eingebildete Flugkraft von einem der oberen Fenster aus mit möglicherweise tödlichen Konsequenzen unter Beweis zu stellen.

Man hat mir häufig vorgeworfen, ich könne Traum und Wirklichkeit nicht voneinander unterscheiden, und was meine wiederkehrenden Nachtflüge angeht, blieb mir tatsächlich der desillusionierende Moment erspart, wenn man beim Aufwachen denkt: »Das ist ja wirklich passiert!«, nur um dann festzustellen, dass das Bild langsam verblasst. Sollte der Geist wirklich mächtiger sein als der Körper, dann hatte mein Verstand dieses Ereignis in das individuelle Gedächtnis jedes einzelnen Muskels eingeschrieben – ähnlich wie bei Phantomschmerzen, nur dass in dem Fall das Nervensystem über einen langen Zeitraum gelernt hat, dass sich da unten etwas tut.

Aber vielleicht sind alle Träume vom Fliegen auch nur die Reaktion des Unterbewusstseins darauf, dass man als Kind von seinem Vater oft in die Luft geworfen wurde. Freud hätte sicher eine überzeugendere Erklärung auf Lager, aber ich war nie ein besonders großer Fan von ihm. Ich war eher Jungianer – Youngianer, um genau zu sein. Ich habe Neil Youngs Musik immer geliebt, alles von Buffalo Springfield bis zu Crazy Horse, auch seine »Erzähl mir keinen Scheiß«-Haltung zur menschlichen Psyche. Also fuck you, Sigmund. Ich bleibe bei der »Dad hat mich oft in die Luft geworfen«-Theorie.

Die erste Gelegenheit, mich in die Luft zu werfen, bot sich meinem Vater im November 1940. Ich kam einen Monat nach John Lennon zur Welt und ein halbes Jahr vor meinem Landsmann aus Minnesota, Bob Dylan (der eine Weile gebraucht hat, um sich für einen Namen zu entscheiden). Nach amerikanischen Maßstäben war ich ein Vorkriegs-Baby, denn mein Heimatland hatte beschlossen, die ersten Kapitel

des Zweiten Weltkriegs auszusitzen, bis die Japaner uns in Pearl Harbor eines Besseren belehrten.

Mein Vater, James (»Gill«) Gilliam, der vor dem Krieg in einem der letzten aktiven Kavallerie-Regimenter der U.S. Army gedient hatte, wollte sich freiwillig melden, aber man teilte ihm mit, dass er zu alt sei und mit seinem Reittalent gegen den Blitzkrieg der Nazis sowieso nichts ausrichten könne. Ab da war es seine wichtigste Aufgabe, mich möglichst häufig in die Luft zu werfen, damit ich später eine gute Ausrede für meine Träume vom Fliegen hatte. Dank dieser umsichtigen Intervention des US-Militärs (es sollte nicht die letzte großzügige Entscheidung zugunsten der männlichen Gilliams sein, mehr dazu später) nahm der Krieg auf meine Kindheit nicht den geringsten Einfluss.

Ich konnte also kein Trauma für mich beanspruchen, das für die Entwicklung einer Künstlerpsyche so unerlässlich ist (obwohl die Abwesenheit eines solchen in meinem späteren Leben selbst ein Trauma und eine echte Hürde auf meinem Weg zum Universalgenie darstellte). Ich kam zwei Jahre vor meiner Schwester Sherry und gut acht Jahre vor meinem Bruder Scott auf die Welt und hatte meine Schäfchen also längst im Trockenen, bevor die Konkurrenz kam. Ich war intelligent, glücklich und bei bester Gesundheit, alles, was man von einem Kind erwartet. Später scherzte ich (wo, wenn nicht in seinen eigenen Memoiren darf man das auf der Bühne des Lebens erprobte Material sonst zum Besten geben?), dass mein Vater Zimmermann und meine Mutter Jungfrau gewesen sei – was blieb mir also anderes übrig, als der Auserwählte zu sein?



Ich liebe die Unschärfe dieses Kindes. Sogar damals war ich schon zu schnell für die Kamera.

Das Entscheidende auf diesem Bild ist das Haar meiner Mum – schauen Sie sich diese akkuraten Löckchen und diesen tollen Scheitel an. Und das Objekt ihrer Zuneigung ist... ja, was eigentlich? Meine Eltern waren zufrieden mit dem, was sie da hatten, und sie bestaunten dieses Wesen, aber seine wahre Identität haben sie nie ganz begriffen.

Ich erkenne da eine gewisse Eitelkeit bei Mrs. Beatrice Gilliam, die ich im Nachhinein sehr interessant finde. Ihre Sorgfalt, was Scheitel betrifft, hätte sie beinahe vom rechten Weg abgebracht. Mitte der 30er-Jahre arbeitete sie in einem Restaurant in Minneapolis mit dem Namen Hasty Tasty. Dort bewunderte eine elegant gekleidete Frau ihre Frisur und fragte sie, ob sie nicht vorbeikommen wolle, um ihr und ihren Freundinnen die Haare auf dieselbe Art zu richten. Später fand meine Mutter heraus, dass es sich bei ihrer potenziellen Kundin um die Frau des berühmten Minneapolis-Gangsters Kid Cann handelte, der einheimische Frauen für sich und Al Capone beschaffte.

Es gibt ein paar wenige Fotos von unserer Familie vor Mietshäusern in Minneapolis, aber das erste Zuhause, an das ich mich erinnern kann, ist das am Medicine Lake außerhalb der Stadt, das meine Eltern kauften und bezogen, als ich vier war. Eigentlich handelte es sich um ein Ferienhaus, das nicht für Winter mit vierzig Grad minus geeignet war, aber mehr konnten sie sich damals nicht leisten, und zusammen machten wir das Beste daraus. Ich weiß noch, wie mein Dad das gesamte Haus isolierte und sogar einen Keller aushob.

Wir lebten dort einige Jahre mit einer Außentoilette, die wir *biffy* nannten. Sie hatte zwei Löcher, vermutlich um uns von den armen Leuten mit nur einem zu unterscheiden. Sie denken wahrscheinlich, wir hätten uns darüber beklagt, dass wir bei arktischen Temperaturen ins Freie stapfen mussten, aber für uns war das Alltag. Das ist das Tolle an Kindern: Für sie ist das Normalität, darum gibt es auch keinen Grund zu jammern; so ist das eben.

Jahre später, als ich längst mit den Jungs von *Monty Pythons Flying Circus* durchgebrannt war, brachte ich meine Eltern immer zur Weißglut, wenn ich mich als *white trash* bezeichnete. Sie hassten das, weil sie alles andere als weißer Unterschichten-Abschaum waren; sie arbeiteten immer sehr hart. Obwohl wir nie viel Geld hatten, fühlten wir uns nie wie arme Leute.

Mein Vater nahm die unterschiedlichsten Jobs an, um die Grizzlybären vom Haus fernzuhalten. Einmal bediente er Erdbaumaschinen auf einem Highway in Alaska, ein anderes Mal verkaufte er Kaffee. Jedenfalls war er viel unterwegs, und das Klischee von der Mutter am Herd und dem glorreich heimkehrenden Vater diente später auch mir als Vorbild – das ging so weit, dass meine Frau Maggie behauptet, sie habe unsere drei Kinder alleine großgezogen.

Es ist verblüffend, wie sich solche Verhaltensmuster offenbar unbewusst wiederholen. Mir war gar nicht klar, dass ich so viel unterwegs war, als meine Kinder klein waren, genauso wenig bemerkte ich, wie selten mein Dad zu Hause war, als ich noch klein war. Selbst wenn mich Scientology-Gründer L. Ron Hubbard höchstpersönlich einem »Auditing« unterziehen würde, könnte er mir keine Erinnerung an einen abwesenden Vater entlocken. Da mein Dad ständig irgendetwas baute oder reparierte, war er stets präsent. Nie werde ich den Tag vergessen, als er mit der Toilette im Haus fertig wurde und aus den Überresten des alten Plumpsklos ein Baumhaus zusammenzimmerte.

Meine deutlichste Erinnerung an die Wintermonate ist, wie mein Dad mich auf einem Reifenschlauch, den er hinten am Auto befestigt hatte, schlingernd über den zugefrorenen See zieht, während ich schreie wie am Spieß. Das war ein Heidenspaß.

Die Spielverderber-Vokabel *Gesundheitsschutz* war damals noch nicht bis nach Minnesota vorgedrungen. Mein Vater nahm mich auch schon früh zum Schießen mit. Bei uns im Haus gab es drei Gewehre: ein Kaliber 12, 16 und 22. Sie dienten aus-



Schauen Sie sich die Weisheit in den Augen dieses Kindes an. Und der Mann dahinter scheint ziemlich nett zu sein.

Mein Vater ist 1982 gestorben, und ich finde es immer noch erstaunlich, dass er trotz der vielen harten Arbeit so unglaublich freundlich und sanft war. Er war nie fordernd, aggressiv oder übertrieben ehrgeizig – so wie ich. Meine Mutter war die Autorität der Familie. Man sieht ihr förmlich an, was für eine starke Persönlichkeit sie war; sie war diejenige, die im Haus für Zucht und Ordnung sorgte. Wenn ich mal eine Tracht Prügel verdient hatte – zum Beispiel, als ich unser Baumhaus mit Pfeil und Bogen verteidigt hatte und es sprichwörtlich ins Auge ging wie damals bei King Harold* – schritt mein Dad zwar zur Tat, aber nicht aus eigener Initiative. Ich glaube, ich habe mich nie ungerecht behandelt gefühlt. Hin und wieder wurde man eben mit dem Gürtel verprügelt. Was hätte es auch gebracht, ein Kind nur in seinem Zimmer einzuschließen? Es musste schon eine körperliche Strafe sein. Unsere heutige Gesellschaft ist da meiner Meinung nach ein bisschen gestört – man darf sein Kind ja nicht mal mehr anschreien, geschweige denn schlagen. Aber man muss – zumindest den Jungs – die Grenzen aufzeigen, auch weil sie ja ständig getestet werden.



* Der Tod von König Harald II. wird auf populären Darstellungen mit einem Pfeil durchs Auge dargestellt.

schließlich zur Jagd, nicht zum Schutz vor dem Bösen auf der Welt. Draußen holten wir uns, was wir fürs Abendessen brauchten, und zu Hause rupften wir dann den Fasan oder nahmen den Barsch aus, den wir aus dem zugefrorenen See gezogen hatten. Dazu fuhren wir jedes Mal hinaus aufs Eis, bohrten ein Loch hinein und hielten unsere Angelschnur ins Wasser.

Natürlich hatte das Eis seine ganz eigenen Tücken. Wenn man beim Rodeln stürzte, fror die Zunge an den Kufen fest, so kalt war es. Dann musste man den ganzen Weg nach Hause mit dem Schlitten am Gesicht zurücklegen und konnte nur hoffen, dass man die Zunge mit heißem Wasser wieder abbekam. Es war ein scheußlicher Anblick, aber völlig normal.

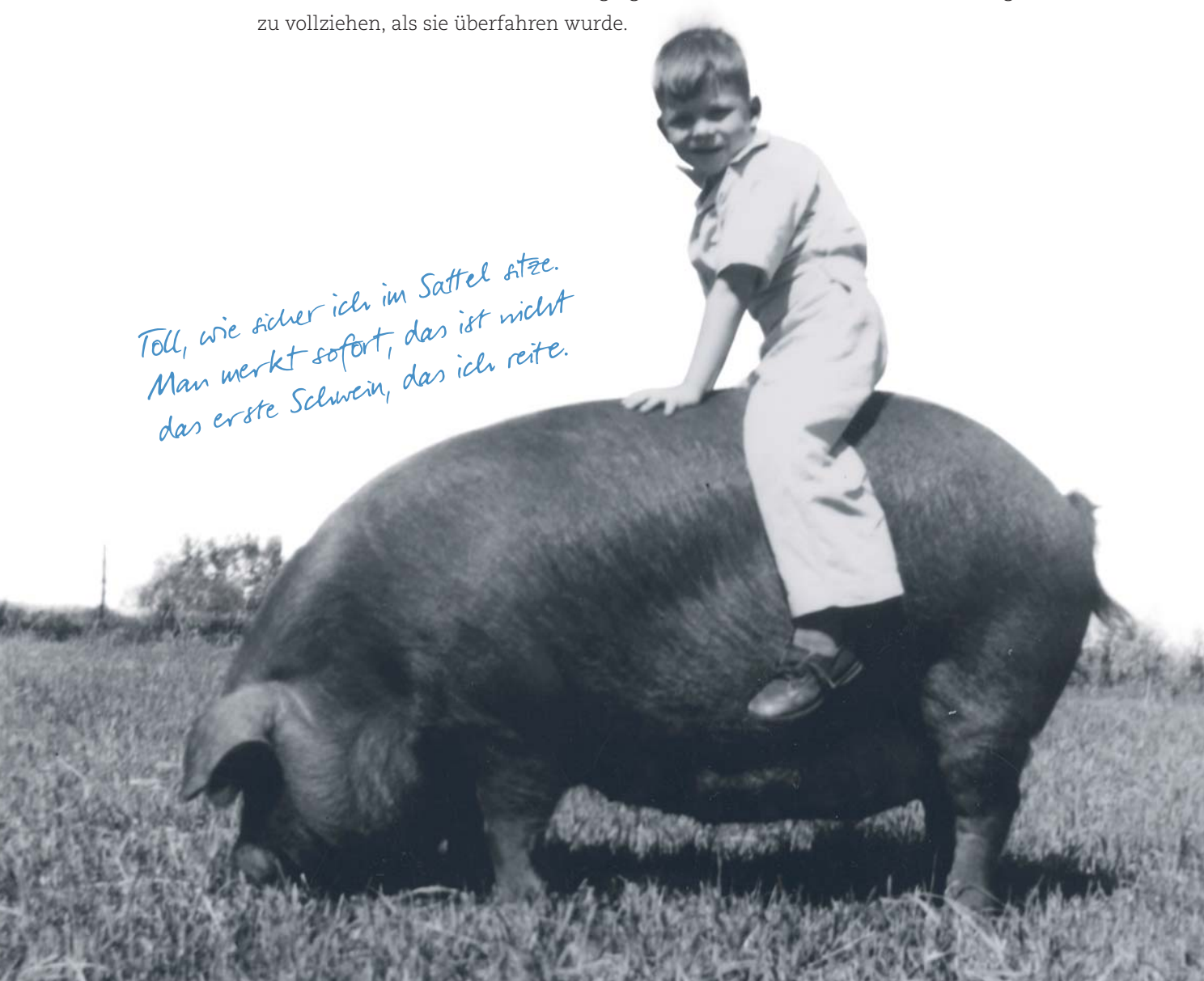
Ein Hund fiel mir zum Glück nur einmal auf den Kopf.

Sobald im Winter der Schneepflug kam und den ganzen Schnee und das Eis am Straßenrand auftürmte, hoben wir uns eine Höhle darin aus. Eines Tages pinkelte ein Hund darauf, was den Schnee zum Schmelzen brachte, sodass mir und meinen Kumpels der Hund samt Pisse auf den Kopf fiel. Das Ganze war eine ziemlich urwüchsige Erfahrung. Aber das Tolle an einer Kindheit auf dem Land ist, dass man unweigerlich lernt, wie der eigene Körper funktioniert, dass Tiere sterben und wir ihre Innereien verspeisen. In Minnesota etwa galten Froschschenkel als Delikatesse. Man hält den Frosch an den Hinterbeinen fest, erschlägt ihn mit einem Messer oder

einer Axt, wenn er wegspringen will, und schon hat man einen nahrhaften Imbiss. Essen ist etwas Unmittelbares. Hier ist ein lebendiges, da ein totes Tier, und hier eins, das noch weiter oben in der Nahrungskette steht. Diese Lektionen kamen mir auch bei meiner kreativen Arbeit zugute.

An den Sonntagen besuchten wir manchmal die Farm von Verwandten und sahen, wie Hühner, nachdem man ihnen den Kopf abgeschlagen hatte, weiter herumrannten. Als Kind gibt es nichts Unterhaltssameres, denn man wird praktisch Zeuge eines Lebens nach dem Tod. Diese kindlichen Erfahrungen auf dem Bauernhof lassen einen keineswegs abstumpfen, vielmehr entwickelt man einen gesunden Respekt vor der Brutalität der Natur. Eine meiner intensivsten und aufwühlendsten Kindheitserinnerungen ist die an eine schwangere Strumpfbandnatter, die von einem Auto überfahren worden war. Ich fand sie aufgeschlitzt auf dem Boden liegend, während die Babyschlangen aus ihrem Bauch, über die Straße, in den sicheren Tod krochen. Garantiert war die Schlange gerade dabei, die Evolution zum Säuger zu vollziehen, als sie überfahren wurde.

*Toll, wie sicher ich im Sattel sitze.
Man merkt sofort, das ist nicht
das erste Schwein, das ich reite.*





Ich habe mich immer gefragt, wie Stadtkinder solche Dinge lernen. Bestimmt steckt da irgendwo noch ein bisschen Natur unter dem ganzen Blech und Beton, aber diese ganzen Prozesse lassen sich nur schwer nachvollziehen, wenn Hunde und Katzen die einzigen Tiere sind, mit denen man regelmäßig in Kontakt kommt.

Auf meinem ambivalenten Verhältnis zur Stadt beruhen auch viele meiner Filme. Auf der einen Seite liebe ich die Städte für ihre Architektur und als Nährboden für Kunst und Kultur, auf der anderen Seite verachte ich sie als menschliche Wucherungen, die uns den Ausblick auf die Natur verstellen.

Im Lauf der Jahre habe ich versucht, eine Brücke zwischen diesen beiden Positionen zu schlagen. Als wir *Jabberwocky* drehten, war ich auf der Suche nach echtem Tiergewebe für die Haut des Monsters und fand einen Schlachthof in der Nähe von Shepperton in West London. Wenn man sieht, wie eine große alte Kuh ziemlich lebendig auf vier Beinen da hineinmarschiert, schockiert einen der Moment umso mehr, wenn man ihr den Bolzen in den Kopf schießt und sich dieses Ding mit seinen Muskeln und seiner Lebensenergie plötzlich in eine tote Masse verwandelt. Zudem handelte es sich um eine kleine Familienschlachtereie; die Amerikaner nennen so etwas »Mom-and-Pop-Operation«. Als sie den Kadaver hochhievten und die ganzen Innereien herausfielen, war klar, wer sauber machen musste: der zehnjährige Junge, der gerade Ferien hatte. Als ich ihn dabei beobachtete, wie er das ganze Blut und den Schmodder aufwischte, dachte ich, dass eigentlich jeder, der Fleisch isst (so wie ich), irgendwann ein paar Stunden an einem Ort wie diesem zubringen sollte, um diesen Kreislauf zu begreifen, von dem wir alle ein Teil sind.

Es ist schon verrückt, wie isoliert die westliche Welt

mittlerweile von der Wirklichkeit lebt. Nichts regt die Fantasie mehr an als der direkte Kontakt zu dem Planeten, auf dem wir leben. Wenn ich an die Landschaften meiner Kindheit zurückdenke, erinnere ich mich an einen breiten Sumpf quer über dem Feldweg, der vor unserem Haus vorbeiging, und diese Furcht einflößenden Wälder weiter unten an der Straße, in denen ein auffälliges Häuschen stand, von dem keiner wusste, wer darin wohnte. So etwas beflügelt die Fantasie. Der Sumpf war ebenfalls ein magischer Ort. Einmal im Jahr fällten sie dort zahlreiche Bäume und luden sie am Straßenrand ab, und wenn man zwischen den Stämmen herumkroch, fand man herrlich moosige Verstecke.

1966 begann meine Mutter ein retrospektives Tagebuch über Familienkrankheiten zu führen (später habe ich mich gefragt, ob ich deshalb kaum Angst vor Krankheiten habe, weil Beatrice Gilliam sich an meiner Stelle deswegen Sorgen gemacht hat). In einem Eintrag von 1948, als ich sieben Jahre alt war, schrieb sie Folgendes: »Terry erlitt eine schreckliche Kehlkopfdiphtherie. Er hatte hohes Fieber und sah an der Decke und den Wänden furchterregende Gestalten, die hinter ihm her waren.



Eins mit der Natur
im sommerlichen Garten
Eden in Minnesota

Und sechzig Jahre später an einem spanischen
Wasserfall mit Johnny Depp, wo wir vergeblich
versucht haben, Don Quijote zu drehen



(In der Doku *Lost In La Mancha* ist das kurz bevor Johnny diesen Fisch in seiner Hose findet und die Textzeile »Du bist ein Fisch, ich bin ein Mann« improvisiert).

Wie bin ich bloß von dem einen Foto auf das andere gekommen? Wenn Sie genau hinschauen, sehen Sie mich in dem ersten Foto vor einem Grabstein stehen; also besteht da durchaus eine Verbindung.

Ich hatte solche Angst, dass sich sein Verstand von diesen Halluzinationen nicht mehr erholen würde...«

Manche behaupten, dass ihre Befürchtungen, langfristig gesehen, nicht ganz unbegründet waren, aber ich kann mich an keine dieser Halluzinationen erinnern. Wahrscheinlich verwechselte sie das mit meinen besorgniserregenden Hustenanfällen während der Alpträume, die ich von Alexander Kordas und Michael Powells *Der Dieb von Bagdad* bekam. Ein Cineast könnte Ihnen jetzt genauer erklären, inwieweit meine Filme von diesem Meilenstein des orientalischen Abenteuerfilms beeinflusst wurden, und er hätte nicht ganz unrecht. Von der Spinne aus dem Film fühlte ich mich in meinen Träumen so sehr bedroht, dass ich nachts aufwachte – stranguliert von meiner Bettwäsche wie von einem Spinnennetz.

Zum Glück fielen nicht alle meine prägenden Kinoerlebnisse so traumatisch aus. Bei *Schneewittchen* oder *Pinocchio* dachte ich nur: »Ich möchte Teil dieser Welt sein.« Und spätestens wenn man als Kind Robin Hood, Cowboys und Indianer auf der Leinwand sieht, ist es endgültig um einen geschehen. Danach möchte man nur noch auf seinem Pferd sitzen und dem Sheriff von Nottingham davonreiten oder diese Rothaut zu schnappen (erst später lernt man, sie respektvoll als Ureinwohner Amerikas zu bezeichnen).

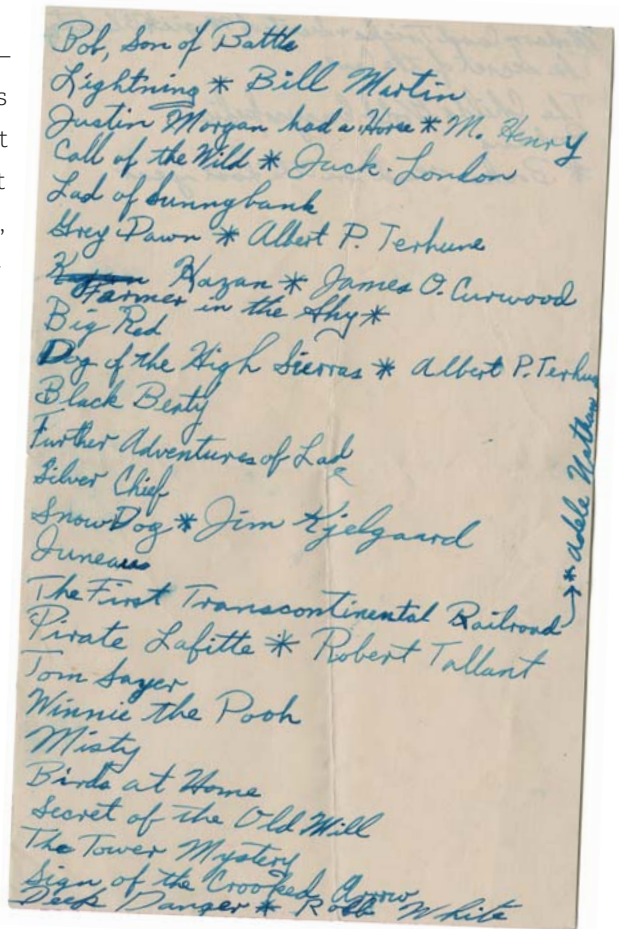
Ich las auch ziemlich viel. Meine Lieblingsbücher stammten von einem schottischen Autor namens Albert Payson Terhune, den man heute kaum mehr kennt, was vermutlich daran liegt, dass er zwar eine Menge großartiger Geschichten über treue Hunde geschrieben hat, aber eben nicht die berühmteste – *Greyfriars Bobby*.

Wir hatten damals ständig Hunde, meistens Setter, manchmal auch einen Spaniel, insofern verlangten mir diese Bücher intellektuell nicht besonders viel ab. Aber

Eine frühe Leseliste – noch kein Dostojewski, aber jede Menge Pferde- und Hundebücher. Ich weiß nicht genau, wie alt ich war, als ich diese Sachen gelesen habe, aber meine hämischen Python-Kollegen würden wohl auf Anfang zwanzig tippen.

das Schöne beim Lesen – als Zündkerze der Fantasie – ist, dass man (im Gegensatz zu Grand Theft Auto – das ich toll finde) die komplette Visualisierung selbst übernimmt. Egal, wie gut der Autor seine Bilder mit Worten malt, am Ende ist es einem selbst überlassen, das geistige Bild vom Zweidimensionalen ins Dreidimensionale zu übersetzen.

Dasselbe gilt fürs Radio, dem einflussreichsten Medium jener Zeit in Amerika. Eine Kindersendung namens *Let's Pretend* war eine meiner ersten Pforten ins Reich der Fantasie. Es klingt vielleicht merkwürdig, wenn ein Cartoonist behauptet, das Medium Radio habe ihn als Erstes gelehrt, Bilder im Kopf entstehen zu lassen, aber in meinem Fall trifft das zu. Sogar später, als ich begann, mich aktiv für Animation zu interessieren, sagte mir der Name eines Sprechers wie Mel Blanc vermutlich mehr als der Name Chuck Jones. Selbst als ich anfing, meine eigenen Filme zu drehen, lagen mir Vertonung und Soundeffekte mindestens genauso am Herzen wie die Bilder.



Wir besaßen keinen Fernseher damals am Medicine Lake, aber ich erinnere mich daran, wie ich bei den Nachbarn Sid Caesars *Your Show Of Shows** schaute. Natürlich zog Caesar die meiste Aufmerksamkeit auf sich, aber als ich die Show Jahre später noch einmal sah, wurde mir bewusst, wie wahnsinnig gut der weniger prominente Carl Reiner gewesen war.

Ein weiterer Komödiant, den ich auf dem nachbarschaftlichen Fernsehgerät entdeckte und der mich von Anfang an tief beeindruckte, war Ernie Kovacs. Obwohl ich unglaublich jung war, als ich seine Sendung sah – ich war zehn oder elf und hatte gerade angefangen, für Geld Zeitungen auszutragen –, weckte Kovacs wahrscheinlich mehr als alle anderen mein Interesse an dem, was ich später als surreale Comedy bezeichnen würde. Jemand wie er war einzigartig in der damaligen Fernsehland-

* Amerikanische Fernseh-Unterhaltungsshow der frühen 50er-Jahre mit Gastgeber Sid Caesar



Ernie Kovacs und Sid Caesar (adrett im Bild) waren dermaßen anarchisch, dass man sich fragt, wie die beiden es ins TV geschafft haben. Das Fernsehen war damals noch ein relativ neues Medium und konnte noch nicht die Horden von Führungskräften ernähren, die heutzutage den Talenten im Weg stehen. Für mich waren diese Shows eine Art Vorläufer von Monty Python.

schaft. Leider verstarb er viel zu jung bei einem Verkehrsunfall, aber bis dahin konnte er meinen aufgeschlossenen Geist auf hinreißende Weise dafür sensibilisieren, dass nicht alles so sein musste, wie es schien.

Mein jungliches Reich der Fantasie, das sich nun um Ernie Kovacs und Walt Disney erweiterte, ruhte auf einem Fundament aus Grimms Märchen und Bibelgeschichten. Jahrzehnte später, als ich *The Brothers Grimm* drehte (was sich auch in Wirklichkeit als mitteleuropäisches Horrormärchen herausstellte, aber dazu später), fand ich heraus, dass ihre Texte genauso bereinigt worden waren wie die des Alten und Neuen Testaments. Aber nur weil ein geheiligter Text über die Jahre von ein paar Männern mit Bärten in die Mangel genommen wurde, ist er deswegen nicht weniger beeindruckend.

Die King-James-Bibel habe ich mindestens zweimal in voller Länge gelesen, und im Großen und Ganzen geht sie ganz ordentlich mit dem Ausgangsmaterial um. Hat man schon mal ein solches Buch in der Hand, will man auch wissen, wie es ausgeht. War's der Butler oder der Messias?

Egal, in meiner Jugend musste man das Ding von vorne bis hinten kennen – Genesis, Exodus, das dritte, vierte und fünfte Buch Mose, das Buch Josua und den ganzen Rest. Ich glaube, die Generationen, die ohne Bibelkenntnisse aufgewachsen sind (und zu meinem großen weltlichen Bedauern trifft das auch auf



Mein Vater hat mir nicht nur ein Baumhaus gebastelt, sondern mich auch in die Geheimnisse dieses Zauberkatens eingeweiht. Wichtiger als ein Meister der Illusion zu werden, schien mir, das Publikum nicht zu verlieren, wenn mal wieder etwas schiefgegangen war. Eine gute Vorbereitung auf meinen späteren Beruf als Filmemacher.

meine Kinder zu) haben wirklich etwas verpasst. Geschichten wie die von David und Bathseba sind die Grundlagen unserer Kultur, aber wer kennt heute schon noch Bathseba? Wer kennt überhaupt noch David?

Es geht gar nicht darum, ein ausgewiesener Bibelexperte zu sein. Es ist nur so, dass unsere gemeinsame Kultur aus eben diesen Geschichten entstanden ist und man mehr Spaß haben kann, wenn jeder die Anspielungen versteht.

Wir waren eine religiöse Familie, aber auf eine entspannte Art. Das Christentum gehörte zum Alltag wie frisches Wasser und Moskitos. Alle unsere Bekannten gingen am Sonntag in die Kirche, hörten sich die Predigt an und sangen kraftvolle Nonkonformisten-Hymnen wie »Onward Christian Soldiers« (wesentlich besser als die Lieder aus dem anglikanischen Gesangsbuch – die sind grauenvoll).

Die Sonntagsmesse war das gesellschaftliche Großereignis der Woche, und andere Großveranstaltungen wie der Square Dance oder die Barbecues wurden von den selben Leuten organisiert. Auf diese Weise entwickelte man einen echten Gemeinschaftssinn. Genau wie man bereits als Kind lernt zu sparen, um sich auf das Arbeitsleben als Erwachsener vorzubereiten.

Rasenmähen für Süßigkeiten ist eines der grundlegenden menschlichen Geschäftsmodelle.

Credit		Debit			
Amt.	Date	Reason	Amt.	Date	Reason
70	1/21	Father gave it to me	10	6/29	Bible School
04	6/29	Groc. Change	05	30	Bible School
0	6/29	Found it	05	31	Bible School
1.00	6/29	Lawn Mowing	10	7/4	Fireworks
50	8/30	Weeding	61	7/4	Lost it
14	7/1	Groc. Change	35	7/4	Show
35	7/1	Weeding	60	7/5	Swimming
03	7/5	Groc. Change	1.00	7/5	Scout Stuff
1.00	7/5	Lawn Mowing	05	7/8	candy
1.00	7/4	" "	25	7/11	Swimming
5.00	7/16	Parents gave to me	5.00	7/27	Jamboree
10	7/20	Dishes	77	7/20	"
05	7/20	Groc. Change	50	8/1	Show
1.00	7/20	Lawn Mowing	10	7/12	Scout Dues
30	7/24	Weeding	50	7/15	Whitsett

Entgegen der Propaganda bestimmter Studiobosse war es mir immer wichtig, im Rahmen meiner finanziellen Möglichkeiten zu bleiben ... ob ich nun 1,30 von den 2,10 Dollar zurücklegte, die ich als Kind verdient hatte, oder ob ich im New York Mitte der Sechziger mit fünfzig Dollar in der Woche auskommen musste und trotzdem für eine Filmkamera sparte. Die Beträge mögen größer geworden sein, aber es bleibt das gleiche verdammte Prinzip. Ich wollte mir nie mehr leisten als die Freiheit, das zu tun, was ich will. Ich wasche keine Autos und arbeite auch nicht in der Werbung, solange ich 1,30 \$ für ein Skizzenbuch und ein paar Stifte übrig habe. Diese forensische Art der Buchhaltung verdanke ich meiner Mutter, die sogar die Krankenhausrechnung (Gesamtbetrag 76,60 \$) aus der Woche meiner Geburt aufgehoben hat. Sie beinhaltete Krankenzimmer, Medikamente, Betäubungsmittel, ein Thanksgiving-Dinner für Gill und eine Beschneidung für Terry (2\$). Dieser erste

harte Schnitt war damals ein Standardprozedere in Amerika; jedes Kind (zumindest jeder Junge) wurde beschnitten. Zwei Dollar klingt nach einem echten Schnäppchen, gemessen an dem, was sie abgeschnitten haben. Ich hab mein ganzes Leben lang darunter gelitten, aber das ist eine andere Geschichte – für den »Director's Cut« des Buchs.

Als ich elf war, kam es in unserer Familie zu einem – zumindest in der Theorie – großen Umbruch. Wie so viele unserer amerikanischen Landsleute vor und nach uns verkauften wir das Haus und fuhren gen Westen, um unser Glück in Kalifornien zu versuchen. Wir mieteten einen Anhänger auf zwei Rädern, in den wir unser ganzes Hab und Gut verfrachteten, mitsamt meiner Großmutter mütterlicherseits (okay, letztlich haben wir ihrem Protest nachgegeben und sie zum Rest der Familie ins Auto gesetzt), und brachen in die Zukunft auf.

Für uns Kinder fühlte sich das Ganze wie ein großes Abenteuer an, aber für die Erwachsenen war es wohl eher belastend, schließlich war mein Vater praktisch arbeitslos. Er wusste, dass er vielleicht bei einer Firma namens 3M unterkommen konnte, die aus Minneapolis stammte, aber es gab keine feste Zusage. Als wir schließlich in ein kleines rosafarbenes Haus in einer von Henry J. Kaisers gigantischen Aluminium-Siedlungen einzogen – dichte Reihen nahezu identischer nagelneuer Häuser mit deutlich weniger Platz als am Medicine Lake –, hatte der kalifornische Traum der Gilliams schon ein wenig von seinem Glanz eingebüßt.

Das Tagebuch meiner Mutter gibt wie so oft in melodramatischer (und denkwürdiger) Weise Aufschluss über meine Reaktion: »Terry war sehr enttäuscht. Er sagte: *Ich dachte, wir kommen ins Paradies.*«

Es stimmt schon, dass zu Beginn alles irgendwie eingezäunt und unnatürlich wirkte, aber damals war das Valley noch nicht komplett erschlossen. Von Panorama City, wo wir lebten, war es nur eine 15-minütige Fahrt bis in die Natur. Fuhr man noch weiter, war man in einer Stunde am Strand oder in den Bergen. Nach ein paar Wochenenden in den Bergen und nachdem mein Vater einen Zaun um unseren Garten gezogen und die Küche mit Walnussholz verkleidet hatte, fühlte sich das San Fernando Valley langsam wie ein Zuhause an.

Panorama City lag in der Nähe von Stoney Point, wo zahlreiche Aufnahmen für Western und Cowboy-Serien gedreht wurden – klassische Westernszenen mit rennenden Banditen, reitender Kavallerie oder Cowboys, die einander duellierten.



Diese traumhaft schöne Wildwest-Tapete aus meinem Kinderzimmer in L.A. ist ein entscheidender Schritt weg von meinem eher kargen Ambiente in Minnesota. Dort zählte nicht die Dekoration, sondern nur, was man zum Leben brauchte. Doch mit dem Umzug nach KALIFORNIEN kamen auch die Cowboys ins Spiel. Das ist Gilliam im Larvenstadium, gerade erst in L.A. angekommen und schon auf der Suche nach dem Wildwest-Gefühl. Der RIT konnte beginnen.

Wenn man das erste Mal an einen Ort kommt und nicht das vorfindet, was man erwartet hat, ist man zunächst enttäuscht. Trotzdem besuchten wir Stoney Point auch weiterhin, denn es verlor deshalb nicht an Reiz. Man steht an einem Ort und ist geknickt, weil er im Film viel dramatischer wirkte, aber dann schaut man sich genauer um und füllt ihn mit der eigenen Vorstellungskraft aus. Das ist die Straßenkreuzung, an der Realität und Fantasie aufeinandertreffen – an der auch die meisten meiner Filme liegen.

Es war nicht so, dass ich vor etwas flüchten wollte. Ich hatte keine Probleme, mich den Leuten in Kalifornien anzupassen. Es machte sich auch niemand über unseren Akzent lustig, schließlich sprachen wir alle wie Amerikaner. Wenn man in den Fünfzigern in ein neues Viertel zog, wurde man von den Nachbarn freundlich aufgenommen, ging ein paar Blocks weiter in die Kirche und lernte so alle kennen. In Minnesota waren wir entweder bei der Episkopalkirche oder bei den Lutheranern – ich kann mich gerade nicht erinnern –, und in L.A. traten wir den Presbyterianern bei. Es machte offensichtlich keinen großen Unterschied, Hauptsache, man war Protestant. Auch die Leute hier waren keine religiösen Fanatiker. Sie glaubten an die grundlegenden Dinge, ohne ihre Zeit mit Diskussionen darüber zu verschwenden, wie genau die Dreifaltigkeit denn nun funktionierte. Die Transsubstantiation haben wir der Kirche allerdings nie abgekauft, so weit ging unser Glaube dann doch nicht. Die Katholiken galten zudem als Konkurrenz, die ihre Befehle direkt aus Rom bekamen.

In Kalifornien begriff ich zum ersten Mal, dass es Juden nicht nur in der Bibel gab. In Minnesota hatten die meisten Leute skandinavische Wurzeln, aber unsere neuen Nachbarn von gegenüber waren Juden, und sie zogen mich magisch an.

Sie wirkten schlauer und lustiger als all die Leute, die ich sonst kannte. Ich glaube nicht, dass ich sie attraktiver als meine eigene Familie fand, aber sie wirkten exotisch und belesen. »Die sind doch langweilig«, jammerte ich, wenn meine Eltern unsere Verwandten besuchen wollten, und erfand ständig neue Ausreden, um mehr Zeit im Haus meiner neuen jüdischen Freunde zu verbringen. Dort war es irgendwie aufregend, davon wollte ich mehr. Rückblickend betrachtet, war ich wohl deshalb so fasziniert, weil die meisten von ihnen irgendetwas mit der Showbranche zu tun hatten. Selbst die leiseste Andeutung dieser Art war für mich ein gigantischer grüner Wegweiser, auf dem stand: »Hier lang geht's nach Hollywood.«

Neben der Zauberei und meiner Leidenschaft, wie ein weißer Möchtegern-Fats-Waller auf mein kleines Klavier einzudreschen, fand ich noch ein weiteres Ventil für meinen Geltungsdrang, den man in dieser Ausprägung nicht in den elterlichen Genen vermutet hätte. Das Zeichnen.

Es fing damals in Minnesota bei einem Ausflug in den Zoo an. Ein Sonderbus brachte uns nach Minneapolis, und als wir zurück waren, wollte der Lehrer, dass wir

Hier sitze ich am Klavier, neben mir meine Geschwister Scott und Sherry. Ein oder zwei Jahre lang verzichtete ich auf Weihnachtsgeschenke, damit wir uns das Klavier leisten konnten, aber das

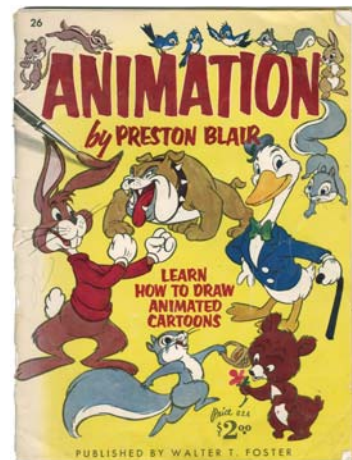
war es wert. Ich habe es geliebt (und liebe es immer noch), im Stil von Scott Joplin zu spielen, mit der linken Hand den Rhythmus zu halten, während die rechte etwas völlig anderes tut. Heute besitze ich einen großen Steinway-Flügel, den ich Tim Curry (dem Star der Rocky Horror Picture Show) abgekauft habe (der wiederum hatte ihn von Roger Waters von Pink Floyd). Seinen illustren Stammbaum hört man ihm allerdings nicht mehr an, sobald ich darauf spiele.



eins der Tiere aus dem Gedächtnis zeichneten. Ich schummelte und malte einen Bär aus einem Buch ab, das ich mir heimlich unters Pult gelegt hatte, und wurde ausgiebig dafür gelobt. Der Grundstein für mein kreatives Schaffen war gelegt.

Bevor es Videospiele gab, wurde die amerikanische Jugend hauptsächlich von Comics verdorben. Dennoch gehören sie dort im Gegensatz zu England zum Kulturerbe. Man wächst mit Superman und Batman auf, und Zeitungen widmen Strips wie Terry and the Pirates, Mutt and Jeff, Dick Tracy, Dagwood und Blondie ganze Seiten (die vorherige Generation fuhr eher auf die Katzenjammer Kids, Gertie the Dinosaur, Little Nemo oder Dreams of the Rarebit Fiend ab). Der Versuch, diese Cartoonisten nachzuahmen, machte einen großen Teil meiner frühen Begeisterung für sie aus.

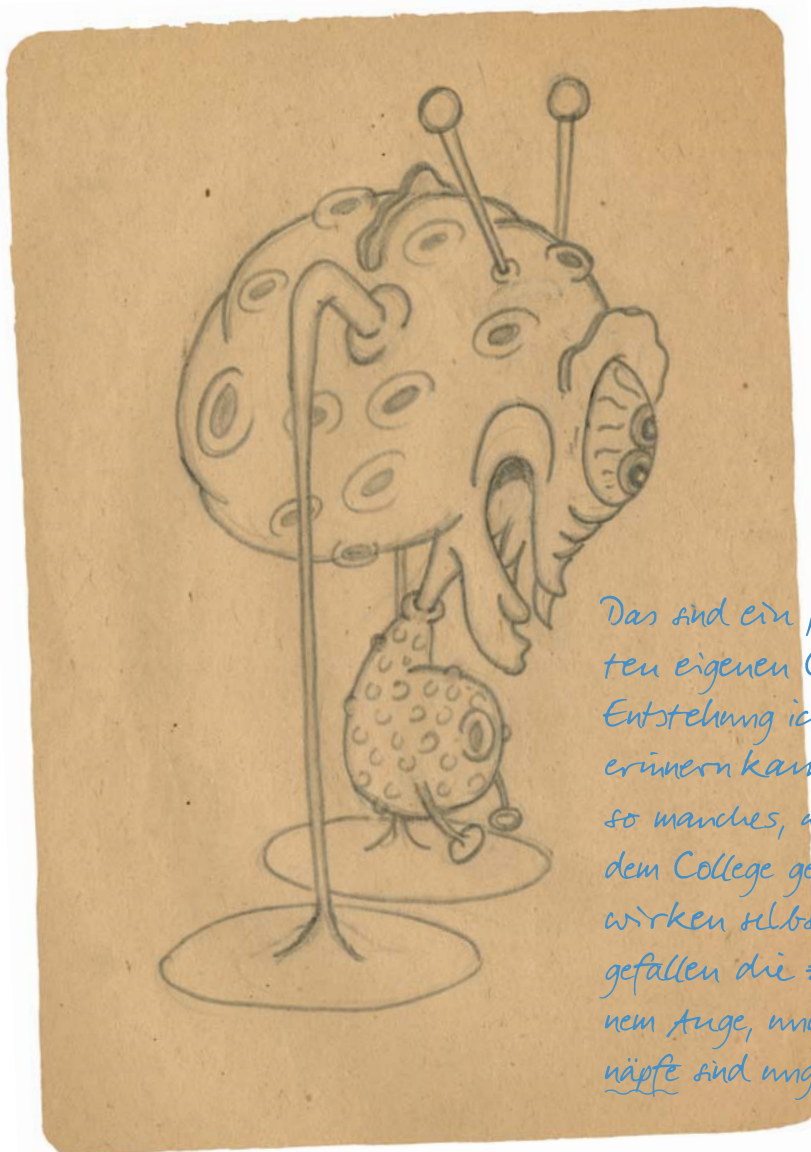
Man zeichnet etwas und weiß sofort, ob es hinhaut oder nicht. Das unmittelbare Feedback war und ist das Großartige am Zeichnen. Nicht wie bei einem Buch oder Film, an dem man jahrelang arbeitet, und dann muss erst jemand ins Kino oder in die Buchhandlung gehen, um das Ergebnis zu begutachten; es handelt sich vielmehr um eine Art Performance-Kunst. Komm,



Alles, was ich übers Zeichnen weiß, habe ich aus diesem Buch gelernt.

auf geht's... zack, und fertig! Das Publikum teilt dir sofort mit, ob es die Zeichnung mag oder nicht, selbst wenn das Publikum nur aus einer Person besteht.

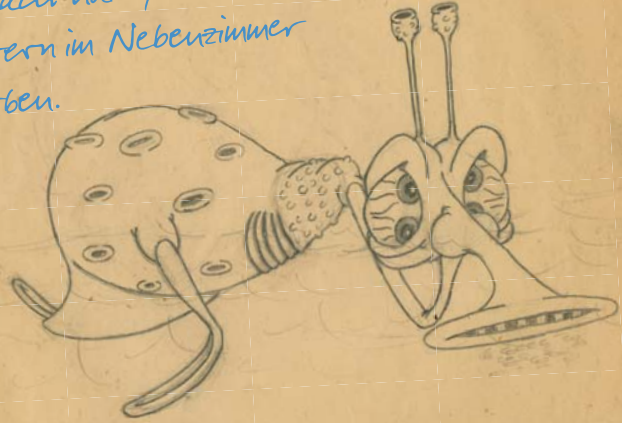
Ich bin schon immer ein kleiner Klugscheißer gewesen, der auf die Kommentare der anderen stets etwas Geistreiches erwidern muss, nach dem Motto: »Schau, wie schlau ich bin.« Meiner Frau Maggie geht das bis heute auf die Nerven, aber mit Cartoons bewege ich mich auf einem Terrain, auf dem ich mich sicher fühle.



Das sind ein paar meiner frühesten eigenen Cartoons, an deren Entstehung ich mich nicht mehr erinnern kann. Sie sind besser als so manches, was ich später auf dem College gezeichnet habe. Sie wirken selbstbezüglicher. Mir gefallen die zwei Pupillen in einem Auge, und auch die Saugnäpfe sind unglaublich.

PICASSO hatte seine blaue Periode, meine stilkbildenden Werke hingegen beschäftigten sich hauptsächlich mit Staubsauger-Zubehör. Vermutlich lag es an der Technik-Paranoia der Fünfziger. Als ich als Kind Scharlach hatte, bildete ich mir im Fieberwahn ein, dass meine Eltern im Nebenzimmer bei einer Kühltruhenexplosion starben.

SATURDAY
SCHOOL SUCKER



MARTIAN
MOL



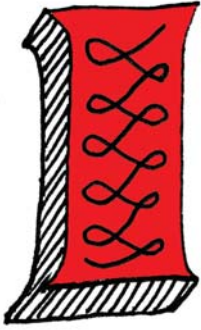
Der Film KREG DER WELTEN könnte eine weitere wichtige Inspirationsquelle für mich gewesen sein. Er kam 1953 raus; ich muss also zwölf oder dreizehn gewesen sein, als ich das zeichnete.



I became a CHEERLEADER inserting
myself between the crowds in
the bleachers
and
the JOCKS



**Rock 'n' Roll
High School**



Ich habe meinen Großvater mütterlicherseits nie kennengelernt.

Die Ehe mit meiner Oma ging in die Brüche, nachdem man ihn bei einem Geschäft über den Tisch gezogen hatte und er mit dem Trinken begann. Als Kind durfte ich mich nicht nach ihm erkundigen, weil die Angelegenheit als Familienschande galt. Als mich meine Mutter Jahre später ihr Tagebuch lesen ließ, fand ich heraus, dass mein Großvater zur weiteren Schande der Familie ein Kino in Bismarck, North Dakota betrieben hatte, das meine Mutter ursprünglich als »Theater« bezeichnet hatte, als sei das anständiger. Da war also definitiv irgendwo ein cineastisches Gen in der Familie.

Apropos Genetik – obwohl ich eigentlich ein Neo-Lamarckist* bin, habe ich, wenn es um die Vererbung angeeigneter Fähigkeiten geht, einen Großteil meines Lebens damit zugebracht, meinen Genen Widerstand zu leisten (indem ich als Jugendlicher in L.A. so viele jüdische Freunde wie möglich um mich versammelte oder mich als Erwachsener ins freiwillige Exil nach England begab). Sie kennen bestimmt das Gefühl, als Sie an Weihnachten als Kind im Kreis der Verwandten dachten: »Ich muss hier raus!« Das ging doch nicht nur mir so, oder? Nicht dass ich mich im Schoß der Familie unwohl gefühlt hätte oder dass sie schlechte Gene hatte, ich wollte einfach mehr von der Welt sehen.

Mein Großvater väterlicherseits diente mir schon früh als Sprungbrett in eine andere Welt. Er war Baptistenpriester (seine Priesterweihe hatte er vermutlich eher aus dem Versandkatalog als vom kirchlichen College), ein großgewachsener, charmanter Typ aus dem Süden, genauer gesagt, aus Hot Springs, Arkansas. Wir fuhren damals von Minnesota öfter zu ihm, und ich habe undeutliche, aber feucht-fröhliche Erinnerungen daran, wie wir von an Seilen hängenden Autoreifen in den See sprangen. Es war ein Riesenspaß, aber sobald du durch das Gras rolltest, warst du voller Zecken und Sandflöhe – fiese kleine, bissige Viecher, die sich unter deine Haut bohrten, und wenn du sie rausziehen wolltest, brachen ihre Köpfe ab und verursachten tagelang schmerzhaften Juckreiz.

Ich kann mich noch erinnern, wie zivilisiert mir der Süden in den 40ern und 50ern vorkam. Alle waren ausgesprochen höflich, ob schwarz oder weiß, auf der Straße wünschten alle einander einen *Guten Morgen* – man konnte sich keine freundlicheren Leute vorstellen. Später wurde mir natürlich klar, dass dieser höfliche Umgang nur möglich war, weil jeder seinen ihm zugewiesenen Platz kannte (viele Jahre später traf ich im Foyer einer Londoner Produktionsfirma eine schwarze Frau mit mei-

* Die Evolutionstheorie von Jean Baptiste de Lamarck (1744 – 1829) besagt, dass Nachkommen gewisse Eigenschaften ihrer Vorfahren erben können, die diese während ihres Lebens erworben haben.



nem Nachnamen; vielleicht haben die Gilliams im Stillen ja doch ihren Teil zur Rassenvermischung beigetragen).

Als ich Sommer 1955 das erste Mal alleine nach Hot Springs fuhr, zeigten sich erste Anzeichen meiner späteren antiautoritären Gesinnung. Die Saat des Verdrusses gedieh, wie so oft, auf dem fruchtbaren Boden des Eigennutzes.

An dem Juli-Wochenende, an dem ich erstmals auf eigene Faust die lange Zugfahrt von L.A. gen Osten antrat, ereignete sich Historisches – nur eine Stunde von Panorama City entfernt, in Anaheim, Kalifornien, wurde das erste Disneyland eröffnet.

Ich war maßlos enttäuscht, bei einem der bedeutendsten Ereignisse des zwanzigsten Jahrhunderts nicht in der Stadt zu sein. Die legendär desaströse Eröffnungszeremonie zu verpassen (daran konnte auch die vertrauenerweckende Anwesenheit Ronald Reagans als einer von drei Fernsehreportern nichts ändern) war wohl das, was einem echten Kindheitstrauma am nächsten kam. Ich leide immer noch darunter, dass ich nicht die emotionalen Narben habe, die ich mir immer gewünscht habe. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum ich Filme machen musste – um auf diese Weise die tiefen seelischen Verletzungen davonzutragen, die meine verflucht glückliche Kindheit mir auf so grausame Weise verweigert hatte.

Zurück aus Arkansas, verlor ich keine Zeit, etwas gegen mein Disneyland-Defizit zu unternehmen, und in den folgenden Jahren sollte ich noch oft in Walts verzaubertes Königreich zurückkehren. Was Disneyland für mich zu einem so magischen Ort machte, war seine handwerkliche Ausführung. Bis dahin kannte ich Vergnügungsparks eher als Ansammlung armseliger Bruchbuden, aber in Disneys Unterfangen, seine Träume wahr werden zu lassen, steckte so viel Liebe und Sorgfalt – es gab keine Taschenspielertricks.

Er hatte alles hineingepackt, was sich die Fantasie ausmalen konnte, weit mehr als nur dreidimensionale Versionen meiner Lieblingscartoons. In Disneyland lernte ich auch zum ersten Mal etwas über Architektur: die Fenster in georgianischen Bauten werden nach oben hin kleiner, um sie höher erscheinen zu lassen. Das Dornröschen-Schloss wurde zu meinem Sinnbild für Europa. Okay, es war nur ein Märchenland, und manche Leute behaupten, ich lebe immer noch dort, aber immerhin kenne ich mittlerweile seine Schattenseiten.

Europa war längst nicht alles. Auf dem *African Ride* bestieg man das Boot aus *African Queen*, und wilde Tiere streckten ihren Kopf aus dem Wasser oder tauchten plötzlich brüllend hinter einem Baum auf – es war wie Urlaub, nur ohne Ungeziefer. Es gab die *World of Tomorrow* mit dem *Monsanto House of the Future* (die

Idee einer genetisch veränderten Zukunft hatte damals noch nicht diesen üblen Beigeschmack), außerdem durfte man im Miniaturland *Autopia* ohne Führerschein kleine Autos steuern, und die *Main Street* war wie die Traumversion einer typisch amerikanischen Stadt, historisch und idyllisch zugleich.

In sich abgeschlossene Welten mit ihren ureigenen Regeln haben meine Einbildungskraft schon immer stimuliert, ob das Disneys *Tomorrowland*, mittelalterliche Burgen oder die Römischen Senatssäle aus den Sandalenfilmen waren, die ich so liebte. Erst klar definierte gesellschaftliche Strukturen ermöglichen so etwas wie Widerstand oder Spott. Ich habe – und tue es noch heute – die Welt immer auf einfache und klare Gegensätze heruntergebrochen und dann mit ihren Grenzen herumgespielt. Wenn die Dinge abstrakt und uneindeutig werden, komme auch ich ins Schwimmen.

Es gibt kaum ausgefallenerere und spannendere Beispiele für ein geschlossenes Sozialsystem als einen Zirkus. Eine meiner intensivsten Kindheitserinnerungen sind unsere jährlichen Besuche des Clyde-Beatty-Zirkus, der sich auf einem Parkplatz in Panorama City niederließ und die Kinder aus der Nachbarschaft rekrutierte, um beim Aufstellen des Zeltens zu helfen. Man bekam sogar ein wenig Geld dafür. Aber ich war dermaßen berauscht von dieser Jahrmarktatmosphäre, dass ich es wahrscheinlich auch umsonst getan hätte. Sie brauchten jedes

Jahr ein paar zusätzliche Helfer, und im Alter von dreizehn oder vierzehn durfte ich sogar im Kuriositäten-Kabinett aushelfen. Ich werde nie den Anblick all dieser exotischen Zirkuskünstler vergessen, Menschen mit deformierten Köpfen und Zwerge, die dort saßen und wie ganz normale Menschen Karten spielten. Aber nicht nur die Erkenntnis, dass diese außergewöhnlichen Menschen ganze normale Dinge taten, versetzte mich in Erstaunen – das hätte mir eigentlich klar sein müssen –, sondern auch der

Ich muss vierzehn gewesen sein, als ich dabei half, das Freak-Show-Zelt des Clyde-Beatty-Zirkus aufzustellen. Es blieb nicht der letzte Zirkus in meinem Leben.



Moment, wenn die Vorstellung begann und die Marktschreier sie mit »Er kommt aus dem dunkelsten Afrika« ankündigten und sie sich augenblicklich in den »Leopardenmann« oder den »Krokodiljungen« verwandelten.

Die Vorstellung, eine völlig andere Identität anzunehmen, hat mich immer fasziniert, wahrscheinlich, weil ich mir das selbst nie ganz zugetraut habe. Bei meinen ersten öffentlichen Gehversuchen als Nachwuchsmagier war ich so schlecht, dass ich einen Großteil der Tricks verbockte und mich dann mit irgendwelchen Albernheiten aus der Affäre ziehen musste. Es schien mir einfacher, den Trottel zu mimen und die Leute so auf Distanz zu halten. Eine Weile gaben mir die anderen Kinder den Spitznamen »Clown«, weil ich mich so bereitwillig zum Narren machte, um das Publikum von meinen technischen Problemen abzulenken.

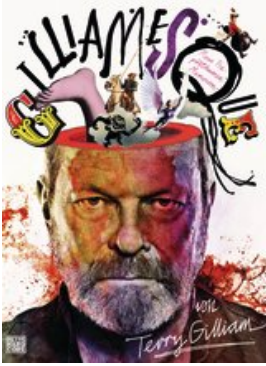
Im Grunde war ich immer ein geselliger Mensch und brachte die Leute gerne zum Lachen, doch es gab einen Grund, warum ich nie hauptberuflicher Entertainer – geschweige denn Schauspieler – geworden bin. Ich verspürte nie die Sehnsucht oder den Drang in mir, die man dazu mitbringen muss. Ich ziehe gerne eine Show ab, und es macht mir nichts aus, mich zum Affen zu machen, aber mit der Darstellung von subtileren Empfindungen und Emotionen, die ich tief in mir trage oder auch nicht, habe ich mich nie wohlgeföhlt. Doch genau aus diesem Brunnen muss ein guter Schauspieler schöpfen und sich vor der Welt entblößen. Ich verstecke mich lieber hinter einer Maske oder einem Cartoon.

Der mit Abstand wichtigste kulturelle Einfluss meiner Teenagerjahre waren die *Mad*-Comics. Sie teilten eine sehr spezielle Art von Humor mit der Jugend meiner Generation (und der nachfolgenden, als das Magazin in der Ära meines Helden Harvey Kurtzman sich um 1956 kommerziell und vielleicht auch künstlerisch selbst übertraf). Es verband die Menschen miteinander ähnlich wie Monty Python zu ihrer Zeit oder später South Park.

Rückblickend kann man sagen, dass es einige Gemeinsamkeiten zwischen Python und *Mad* gab. Das *Mad*-Magazin konnte gleichzeitig äußerst intelligent und unfassbar albern sein, und

Da ist noch Luft nach oben in Sachen Details, aber die Mülltonne ist ein Anfang. Für den ordnungsliebenden Unterton entschuldige ich mich allerdings nicht. Leute, die ihren Müll liegenlassen, haben mich immer schon wütend gemacht.





Terry Gilliam

Gilliamesque

Meine Prä-posthumen Memoiren

Gebundenes Buch, Pappband, 308 Seiten, 19,6x25,6

ISBN: 978-3-453-27016-9

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: November 2015

Mitbegründer von Monty Python und legendärer Kinovisionär - Terry Gilliam öffnet seine Archive

Zum ersten Mal erzählt der Regisseur von Kinoklassikern wie Time Bandits, Brazil, 12 Monkeys oder Fear and Loathing in Las Vegas – nicht zu vergessen seine Arbeiten für Monty Python – seine Geschichte und sein bisheriges Leben. Voller bislang unveröffentlichter Illustrationen, Photographien und Skizzen verbindet Gilliamesque das visuelle und verbale Erlebnis mit ureigenem Witz und faszinierenden Enthüllungen.